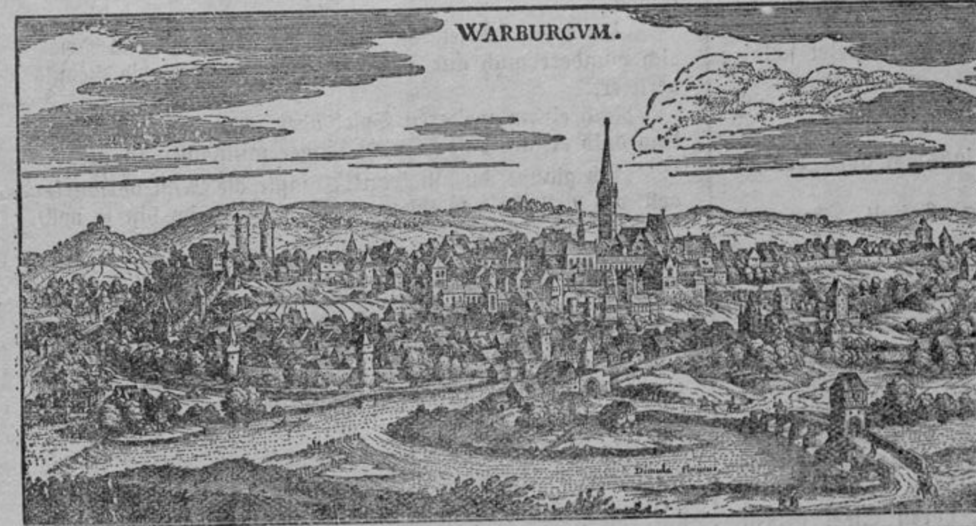
Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg



Nr. 12 | **14. Februar 1934** | **8. Jahrgang**

Was ist passiert auf Schloß SALURN?

Roman von Lilian v. Kusenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(9. Fortsetzung)

„Ach, jetzt ist es nicht mehr so schlimm. Ich bin eigentlich sogar froh. Nur um meinen kleinen Vetter mache ich mir noch Sorgen ...“

Und dann erzählt Nell von Peters Verhaftung, sie erzählt die ganze Geschichte — nur das blonde Mädchen verschweigt sie —, aber sie schildert ihm Peter, den kleinen, gutmütigen Peter, der gar nicht fähig ist, eine Schlechtigkeit zu begehen — höchstens eine Dummheit!

„Und Sie haben keine Ahnung, worauf hin man ihn verhaftet hat?“ fragt Salurn, nachdem Nell fertig ist mit erzählen.

„Ich habe keine Ahnung! Ich, sowohl wie Peter, wir stehen vor einem Rätsel! Und mein Onkel verrät mir kein Wort!“

„Dann möchte ich Ihnen etwas sagen, Fräulein von Barena. Sie haben mir eben die Geschichte des Leutnants Berka anvertraut — wie man das einem Freund erzählt, zu dem man Vertrauen hat. Ist das so?“

„Natürlich“, nickt Nell, sie will noch mehr sagen, aber sie errötet und stockt.

„Dann will ich Ihnen etwas sagen, etwas, was nur Sie hören sollen. Ich weiß, wer Peter Berka hat verhaften lassen!“

„Sie — wissen?“

„Ja! Und ich will Ihnen noch etwas sagen. Ich werde Peter heraushelfen, das nächste Verhör wird gut für ihn ausgehen!“

„Mein Gott“, Nell ist stehengeblieben und starrt ihn an, „wie können Sie denn das?“

„Die Zeit ist zu knapp, um es Ihnen zu erklären. Ich werde Ihnen alles das nächste Mal sagen. Nur eins möchte ich wissen“, er bleibt stehen und sieht sie an, „haben Sie Vertrauen zu mir?“

„Ja.“ Nell sagt es fast atemlos. Nichts weiter.

„Dann — ich muß mich beeilen, wenn alles gutgehen soll — leben Sie wohl für heute.“

Salurn beugt sich herab und küßt Nells Hand. Sie sehen sich an, dann wendet Nell sich um und geht auf das Theater zu.

7. Kapitel.

Unruhig wälzte sich Peter Berka auf seinem engen Lager hin und her. Die Luft in der kleinen Zelle war drückend schwül, und kaum war er eingeschlummert, wachte er auch schon wieder auf. Und dazu dieser scheußliche Druck auf der Brust, wenn er an das nächste Verhör dachte! In Gedanken sah er wieder die ungläubigen Mienen vor sich, das Achselzucken, wenn er beteuerte: er hätte keine Ahnung von irgend etwas!

Was war nur in diesem verteufelten gelben Kuvert mit dem braunen Kreuz drin gewesen, nach dem sie ihn ausgefragt hatten? Und dieser ganze Aufwand an Fragen, die sich darum drehten: Warum er es hergegeben hatte? Herrgott nochmal, wenn die Adresse des Grafen Salurn daraufstand, und die Dame (ach, die Dame!) es dem Grafen wiedergeben wollte, da war doch wahrhaftig nichts dabei!

„Aber Sie müssen doch wissen, was in dem Kuvert drin war!“

Nein, in Dreiteufelsnamen! Er wußte es eben nicht! Er machte doch keine fremden Briefe auf, die er zufällig fand!

Und dann hatte der Oberst gedonnert:

„Leugne doch nicht, daß du in geheimer Verbindung mit Graf Salurn stehst! Daß du mit der blonden Dame schon öfter Dokumente getauscht hast!“

Ach, Peter fuhr sich in der Erinnerung daran verzweifelt durch die Haare. Was waren das für geheime Verbindungen? Was für Dokumente, von denen sie da faselten? Und morgen war wieder ein Verhör! Ob man denn wirklich glaubte, daß er etwas Strafbares getan hatte? Und das blonde Mädel? Es war doch unmöglich, daß sie etwas getan haben konnte, weshalb man sie verfolgte. Aber die Verkleidung als Bauernmädchen? Quatsch, das war sie ja gar nicht gewesen! Oder war sie es doch?

Peter rollte sich auf die andere Seite. Wenn man wenigstens schlafen könnte!

Und dann mußte er doch wohl eingedöst sein, denn von irgendeinem Geräusch wurde er wach. Vielleicht war es eine Maus. Die sollte es in Arrestlokalen zu Hunderten geben. Er beschloß, wieder einzuschlafen, aber das Geräusch dauerte an. Jetzt wurde ganz deutlich ein Schlüssel herumgedreht,

diesen Weg entlang radelte, sah er am Waldrand zwei Kraftwagen stehen. Der eine war mit dem Kühler gegen einen Baum gefahren und arg beschädigt, der andere war der Wagen der Mordkommission aus der nahen Stadt.

Der Landjäger hob den rechten Arm zum Gruß, der von den Kriminalbeamten flüchtig erwidert wurde.

„Vorläufig stehen wir vor einem Rätsel“, sagte der Kommissar. Der Landjäger warf einen Blick in das zertrümmerte Auto. Zusammengesunken lag ein Mann auf den Polstern des Wagens. Aus einer Einschußöffnung an der Schläfe war in dünner Blutstreifen gerieselt. Der Mord mußte vor ungefähr zwei Stunden geschehen sein.

Der Gendarm stierte auf den Mantel des Erschossenen. Es war ein hellgelber Mantel mit großen Lederknöpfen. Dem Beamten drängte sich ein Bild in die Erinnerung. Der Mann mit dem Koffer vorhin auf der Chaussee — — —, der Mann, der dann neben einem Baume stehen geblieben war, als ob er auf ein Auto warten wollte — — —

Der Kommissar nickte zu den zögernden Bekundungen des Landjägers. „Klar, der Unbekannte mit dem Koffer hat den Kraftwagen angehalten, um mitgenommen zu werden. Er hat den Fahrer irgendwie bewogen, in den Seitenweg einzubiegen, hat ihn dort ermordet und ausgeraubt und dann schließlich die Mäntel getauscht. Weit kann er übrigens in den zwei Stunden nicht gekommen sein.“

Ein anderer Kriminalbeamter zog etwas Glitzerndes aus den Polstern hervor. Es war ein grüner Galalithreif, wie ihn Frauen häufig als Schmuck über dem Handgelenk tragen. Der Kommissar begnügte sich mit einem flüchtigen ironischen Lächeln.

*

Die Fahndung nach dem Unbekannten mit dem Koffer hatte schnell Erfolg gehabt. In einem Dorfgasthof, wo der Mann eine Tasse Kaffee trank, konnte man ihn festnehmen. Er wurde ins Polizeigefängnis eingeliefert und sofort vernommen. Mit leidenschaftlicher Gereiztheit beteuerte er seine Unschuld.

Der vernehmende Beamte wischte das mit einer Handbewegung beiseite. „Ich fasse zusammen: Sie sind Reisender in kleineren Schmuckgegenständen, wie der Inhalt Ihres Koffers beweist. Sie haben den Kraftwagen angehalten und den Fahrer von der Straße fortgelockt, um ihm Ihre Kollektion zu zeigen. Am Waldrand haben Sie ins Steuerrad gegriffen und den Wagen gegen einen Baum gelenkt, um ein Entkommen Ihres Opfers zu verhindern. Dann haben Sie den Fahrer, der ganz verblüfft gewesen sein muß, niedergeschossen und seine Brieftasche geplündert. Daß Sie höchstens fünfzig Mark gefunden haben, war Ihr Pech. Ihren Browning Kaliber 6.3 haben Sie dann in den Wald geworfen und mit dem Ermordeten noch den Mantel gewechselt. Das hatten Sie nicht tun sollen, dadurch ist man auf Ihre Spur gekommen.“

„Ich habe nie einen Revolver besessen, ich bin nicht in dem Auto gefahren, das Geld war alles meins, ich habe keine Mäntel vertauscht.“ Er schrie auf. „Ich — habe — niemand — ermordet — —“

Der Beamte zuckte die Achseln. „Eine Kleinigkeit, die zuerst sehr nebensächlich schien, beweist das genaue Gegenteil.“ Er nahm den grünen Galalitharmreif hervor: „Das haben Sie im Wagen verloren. Wollen Sie nun gestehen?“

Der andere wurde blaß. „Das ist nicht, das ist — — das ist ja ein Höllenspuk — — —“

„Das verschlägt Ihnen wohl die Sprache?“ fragte der Kommissar sachlich. „Und wie ist das mit dem Mantel? Der graue Mantel, von dem Sie behaupten, er sei der Ihrige, paßt Ihnen ja gar nicht. Er ist in den Schultern viel zu breit für Sie.“

„Den Mantel, den — —, den habe ich alt gekauft“, flüsterte der andere tonlos.

Der Kommissar ging darauf nicht ein. „Sie wollen also nicht gestehen? Gut!“ Er drückte auf einen Klingelknopf.

*

Leuchtgasgeruch schreckte in dem Haus die Bewohner auf. „Es muß im ersten Stock bei Direktor Brodt sein“! rief jemand. Man klingelte, pochte, rüttelte an der Tür. Es bewegte sich nichts. Man alarmierte die Feuerwehr, die Polizei. Ein größeres Unglück konnte wohl verhütet werden, für die Frau des Direktors kam die Hilfe zu spät.

Auf dem Tisch im Wohnzimmer lag ein Brief. Ein Polizeibeamter nahm ihn auf. „... mein Mann hat mich betrogen, wo er konnte. Wenn ich mich gegen ihn auflehnte, beschimpfte und schlug er mich. Ich mußte ein Ende machen. Heute früh überredete ich ihn zu einer gemeinsamen Autofahrt. Wir fuhren planlos durch das Land. An einem Waldrand sagte ich ihm, daß ich ihn und mich töten würde. Er war so erschreckt, daß er die Gewalt über den Wagen verlor und gegen einen Baum fuhr. Da erschoß ich ihn. Ich floh und warf die Waffe fort, ich war zu feige, auf mich zu schießen. Ich mache jetzt auf diese Art ein Ende ...“

Der Beamte faltete das Schreiben zusammen und steckte es in den Aermelaufschlag.

*

Drei Stunden später trat ein Mann in schlechtsitzendem grauen Mantel mit einem kleinen Koffer in der Hand auf die in erste Dunkelheit versinkende Straße. Hinter ihm schloß sich mit dumpfem Knirschen die schwere Eichentür des Polizeigefängnisses.

Gefällt dir deine Heimat?

Eine eigenartige Frage sicherlich; sie müßte vielleicht richtiger heißen: „Was gefällt dir an deiner Heimatstadt nicht?“ Und jeder sollte sich auf diese Frage eine sachlichkritische Antwort geben. Aber nicht um lediglich zu kritisieren, sondern um zu überlegen, was geschehen könnte, um dieses oder jenes, was nicht dein Wohlgefallen findet, abzuändern. Wer seine Heimat liebt — und das sollte eigentlich jeder — der möchte sie auch schön, harmonisch, naturverbunden haben. Dagegen aber ist manchmal aus Unkenntnis, aus Eigennutz oder anderen Motiven gesündigt worden. Deutschland ist stolz darauf, daß es in allen seinen Gauen wunderschöne alte Städte und Dörfer besitzt, die uns von alter deutscher Geschichte, von Kampf und Arbeit, Glück und Not, von Bräuchen und Hantierungen unserer Vorfahren erzählen. Alle diese Städte haben in Bauart, Straßenführung, oder durch ihr Hereingewachsensein in die Landschaft einen besonderen Charakter. Mit solchen Augen sollst du auch deine engere Heimat betrachten, sollst mitarbeiten, daß sie ihre Eigenheit behält, die an Sinn und Streben unserer Voreltern erinnern. Es hat eine Zeit gegeben, da glaubte jeder eigenmächtig, ohne Rücksicht auf Bestehendes, Heimatgeschichte gewordenes mit rauher Hand eingreifen zu können. Deshalb finden wir so oft in Städten und Dörfern aller Gegenden Bauten, die wie Fremdkörper wirken, weil sie eben nicht hineinpassen, weil sie aus dem Rahmen herausfallen, den hier Tradition, Landschaft, Volksbrauch gespannt haben. Bodenaewachsen soll die Stadt. das Dorf sein. nicht das Erzeugnis fremder Sitten und Bräuche. Die deutsche Kleinstadt, das deutsche Dorf sollen die Verbundenheit von Blut und Boden auch äußerlich zum Ausdruck bringen. Deshalb die Frage: „Gefällt dir deine Heimat?“ Sieh sie dir nach dem Gesagten einmal genau an und stelle alle die Fremdkörper fest, die sie aufweist. Mancher Schaden ist wieder gutzumachen, wenn Verständnis und Einsicht vorhanden sind. Je schöner, geschlossener, naturwahrer deine Heimat ist, je mehr wird sie auch anderen gefallen und je größer wird die Zahl derer sein, die sie aufsuchen, um Freude und Erholung zu suchen. Auf dem Grundsatz der schönen deutschen Heimat beruht der Gedanke des Fremdenverkehrs, beruht die Forderung: „Deutscher, lerne die deutsche Heimat kennen“.

Geschwister finden sich nach zwei Jahrzehnten.

Ohne eine zufällige Bemerkung einer Bekannten würde Herbert Rupe aus Bucyrus in Ohio wohl niemals seine beiden Schwestern, von denen er vor zwei Jahrzehnten getrennt worden war, wiedergesehen haben. Nach dem Tode der Mutter war die Familie in alle Winde zerstreut worden, und da die Kinder sämtlich noch in sehr jugendlichem Alter standen, verloren sie einander bald aus den Augen. Sobald Herbert Rupe erwachsen war, nahm er die Suche nach den Geschwistern auf, aber vergeblich, bis er kürzlich zufällig im Gespräch mit einer Nachbarin den Namen einer seiner Schwestern hörte. Nähere Nachforschungen ergaben, daß die Geschwister die letzten sechs Jahre hindurch nur wenige Kilometer von einander gelebt hatten, ohne etwas von ihrem gegenseitigen Dasein zu wissen.

Peter wendete sich langsam wieder nach vorn um und blinzelte in das Licht, das von einer Taschenlaterne durch den sich langsam öffnenden Türspalt fiel.

Es kam jemand herein, — wer, war nicht zu erkennen! Es war eine Gestalt in schwarzem Mantel, und sie näherte sich seinem Lager, die Taschenlampe in der vorgestreckten Hand.

„Tun Sie doch das Licht weg", murmelte Peter schlaftrunken, „das blendet ja gräßlich!"

„Na, Sie haben entschieden Gemütsruhe!" flüsterte die Gestalt mit einem leisen Lachen.

„Herrgott", jetzt setzte sich Peter langsam auf, „das ist ja —"

„Es ist Guri!" flüsterte die schwarze Gestalt. „Kann ich mich irgendwo einen Augenblick hinsetzen?"

„Ja, natürlich, das heißt —"

„Pst ... Ruhe ... ziehen Sie mal die Füße an!"

Peter tat, wie ihm geheißen wurde, und merkte an dem Knacken seiner Lagerstatt, daß Guri sich hingesetzt hatte.

„Also jetzt hören Sie", Guri hatte das Licht wieder ausgedreht, „und seien Sie ganz ruhig, bitte! Sie sollen morgen wieder verhört werden! Hier dies", sie drückte ihm einen knisternden Gegenstand in die Hand, „das müssen Sie morgen beim Verhör dem Oberst vorzeigen! Aber niemand anderem als Ihrem Onkel persönlich, hören Sie? Es ist alles darin, was zu Ihrer Entlastung nötig ist! Verstanden?"

„Ja, das ist nicht weiter schwierig! Aber — wie kommen Sie denn hier herein? Wo haben Sie denn die Erlaubnis her?"

Ein Lachen war die Antwort: „Auf die Erlaubnis hätte ich lange warten können, es ist gut, daß mein — daß ich Beziehungen von früher her hier in der Stadt habe", flüsterte Guri. „Und die Hauptsache ist schließlich, daß ich hereingekommen bin — und jetzt — leben Sie wohl!"

„Was?" Peter richtete sich mit einem Ruck auf, „Sie wollen doch nicht — also so auf der Stelle wollen Sie doch nicht schon wieder weg?"

„Aber ich muß doch", klang es leise dagegen, und dann fühlte er eine Hand an seinem Arm tasten und seine Rechte ergreifen:

„Adieu, und viel Glück für morgen! Und vertrauen Sie auf das, was ich Ihnen gegeben habe!"

Damit wurde seine Hand losgelassen, er hörte leise Schritte, ein Schlüssel wurde behutsam umgedreht.

Peter stand wie benommen und starrte in die Dunkelheit, von wo die Schritte verklungen waren.

War das ein Spuk gewesen? Aber nein, er hatte ja etwas in der Hand! Gespenster pflegen nichts Greifbares dazulassen. Was war das nur, das er da von ihr bekommen hatte?

Ein schwacher Schimmer fiel von draußen durch das Fenster. Peter hielt den Gegenstand hoch, und in dem dämmerigen Schein erkannte er.

Es war das gelbe Kuvert mit dem braunen Kreuz, das er in der Hand hielt! Dasselbe, was er heute früh in dem Auto gefunden und Guri gegeben hatte ...

*

Nell hatte sich gezwungen, am anderen Vormittag auf den Tennisplatz zu gehen. Sie war erfüllt von zwiespältigen Gefühlen. Sie vertraute Saturn vollständig, wie sie es instinktiv vom ersten Augenblick an getan hatte — aber sie hätte keine Frau sein müssen, wenn nicht hundert Fragen ihre Seele bedrängt hätten.

Woher wußte er Dinge, die ihnen Allen verborgen waren, und wie wollte er Peter helfen? Jedesmal, wenn sie dies von neuem bedachte, standen die Augen von Saturn vor ihrem Blick, und sie hörte ihn fragen: Haben Sie Vertrauen zu mir ... Ach, es war ja selbstverständlich, daß sie Vertrauen hatte ...

„Nell, du spielst aber heute! Du schlägst ja deine Bälle bis an den Nordpol!"

Mitzi Linde wechselte kopfschüttelnd mit der Freundin den Platz.

„Du hast dem Franzl und mir schon drei Spiele vermurkst!"

„Ich weiß gar nicht, was du willst, ich spiel' doch wie immer!"

„Du spielst entsetzlich!" sagte die Mitzi mit Nachdruck, „ich wundere mich nur, daß dein Partner nicht die Geduld verliert!"

Nach einem weiteren Spiel aber war Nell von solcher Ungeduld erfüllt, daß sie nicht länger mitmachen konnte.

„Ich glaube, du bist krank!?" sagte die Mitzi vorwurfsvoll, als Nell sich von ihnen verabschiedete, „du bist ja vollkommen abwesend!"

Statt aller Antwort gab ihr Nell einen Kuß:

„Nein, es geht mir sehr gut, Mitzi — wirklich."

Damit machte sie sich auf den Heimweg. Mitzi schaute ihr nach:

„Das arme Ding! Sie sorgt sich natürlich um den kleinen Peter! Ich möchte wirklich wissen, was der angestellt hat! ..."

Als Nell zu Hause angekommen war, begann sie die verschiedensten Dinge zu tun, ohne etwas Vernünftiges fertigzubringen. Sie war von einer heftigen Unruhe erfüllt, die sie von einem Platz zum anderen trieb. Ihr Onkel war nicht zu Hause und Nell war beinahe froh darum, weil sie ja doch sonst gegenseitig mit Vermutungen gequält hätten.

Gegen Mittag läutete das Telefon. Nell ging an den Apparat und nahm den Hörer ab:

„Hier Nell von Varena!"

Eine helle, weibliche Stimme am anderen Ende:

„Wirklich, Fräulein von Varena selbst?"

„Ja, ich bin selbst am Apparat. Wer spricht dort?"

„Fräulein von Varena, ich soll Ihnen ausrichten, Sie sollen sich um Ihren Vetter keine Sorgen machen! Er hat das Dokument, das ihn beim Verhör entlasten wird!"

„Oh, wer sind Sie denn? Und woher wissen Sie das alles?"

„Die erste Frage möchte ich Ihnen noch nicht beantworten — durchs Telefon wenigstens nicht! Aber über das zweite kann ich Sie beruhigen: Ich weiß, daß Ihr Vetter das fragliche Dokument hat, weil ich es ihm selber eingeschmuggelt habe!"

„Sie? Ja, wann denn?"

„Heute nacht! Aber nun muß ich einhängen!"

„Halt! Noch eine Frage, bitte! Sind Sie — die blonde Dame ...?"

„Blond bin ich schon! Und — bin auch wahrscheinlich die, die Sie meinen! Und — ich soll Sie von Graf Saturn grüßen, sehr herzlich grüßen! Beinahe hätt' ich's vergessen!"

Knack! Die Dame hatte eingehängt. Nell stand vor dem Apparat und starrte in die schwarze Muschel. Die Sache begann immer rätselhafter zu werden ...

Als Nell herunter kam und durch die Halle ging, meldete ihr der Bursche, daß der Oberst soeben zurückgekommen wäre in Begleitung eines fremden Herrn und sich mit ihm in die Bibliothek neben der Halle begeben hätte. Er wünschte nicht gestört zu werden.

Nell ging langsam wieder ins Musikzimmer hinauf. Der Besuch, das war sicher der Bevollmächtigte aus Wien, der auf das Telegramm des Obersten hin gekommen und mit der Untersuchung des Falles betraut worden war. Bestimmt war er auch bei dem Verhör von Peter dabei, das heute nachmittag stattfinden sollte. Ein furchtbares Mitleid mit ihrem Onkel ergriff Nell. Wie tragisch war das alles — ein Fall so krasser Pflichtverletzung in der engsten Familie! Wie mußte er darunter leiden! Am liebsten hätte sie ihm gesagt: „Rege dich doch nicht auf — Peter ist unschuldig —, er wird es euch in ein paar Stunden beweisen!"

(Fortsetzung folgt)

Treibholz

Skizze von Werner Lürmann, Bremen

Einen Tag lang und eine Nacht hindurch war die Nordsee Sturm gegen den Inselfels gelaufen. Alle Fischer, Lau, Prüß Siemers und sogar der eisgraue Harmkens, hatten im Oelzeug unentwegt am Falm gestanden und über See geschaut. Tod und Verderben gab das Meer, der uralte, graumähnige Feind. Nahrung schenkte es, aber es ließ sich mit Blut bezahlen; de war nicht groß von zu reden ... Pastor Fredrichs wußte das so gut wie sie alle.

Am Morgen lag die See noch tobend unter ihren Blicken; wie eine mit weißen Blüten besäte, grüne Frühlingswiese. Müde ging Peter Lau nach Haus. Gesine lag noch schlafend im Alkoven; sie hatte wohl auch die Nacht gewacht. Er kochte sich den Kaffee selbst und machte, daß er zum Unterland kam, um nach seinem Kutter zu sehen. Hinter dem Steindamm des Wellenbrechers sah er Bootsholz treiben. Mit einem Male schlug sein Herz. War der Frachtdampfer „Juno", auf dem Christian fuhr, nicht gerade mit Kohlen auf Reise nach Schweden? Es konnte stimmen! Da saß er schon auf der Ducht der Jolle und zog die Riemen durchs Wasser. Mit dem Bootshaken fischte er draußen in der noch hochgehenden Dünung eins der zerschlagenen Holzstücke. Naß und leicht gewölbt lag es dicht vor seinen Füßen. Und die grüngemalten Buchstaben darauf, die hießen: Juno! Wilder Schmerz durchwühlte ihn.

Gesine saß in der Küche und schälte Kartoffeln. Lau legte das schicksalsschwere Bugstück eines sturmzerschlagenen Deckbootes auf die Herdbank. Ganz weiß wurde das Gesicht der Frau. Dann schrie sie gellend auf. Das war nicht anzuhören.

„Du wolltest, daß er als Jung' auf die ‚Juno' kam!" wimmerte sie. „Schreiber sollte er werden beim Kaufmann Petersen. Und nun? Tot ist er, unser Einziger! Kein Grab, kein Kranz, keine Blume. — Hörst Du, Mann? Bei Kap Horn drunten ist Dein Vater geblieben, und nun mordet die See den Jungen und dann Dich ... Aber Ihr habt ja nicht auf mich gehört!! —"

Lau entgegnete nichts. Was half da eine Verteidigung? Gewiß, es fuhren wohl mehr Schiffe auf See mit dem Namen „Juno" am Steven. Aber Gesine hatte die Schürze über den Kopf gezogen und würde ja doch nicht auf vernunftvolle Mannesrede hören. Und konnte bei der See, die gestern stand, nicht 'mal so'n lüttes Boot koppheister gehen? Von den groben Brechern über Bord gehauen werden wie ein Donnerwetter? Lau schluckte. Mut! Mut! Aber rief in seinem Innern saß doch die Angst. Und da war er schon wieder draußen und auf der Treppe zum Unterland.

Es war Ebbzeit. Am Hafen stand ein Haufen Männer. Einer sagte halblaut zu Lau hin: „Auf den Sandbänken ist ein Toter angeschwemmt worden."

„Das Motorboot los!" rief der und war auf einmal ruhig und gefaßt; alles lag in Gottes Hand.

Der Bootskiel knirschte auf Grund, Lau war als erster über Bord, watete durchs seichte Wasser und kniete schon neben dem Ertrunkenen. Er schaute in ein in Todesqual verkrampftes, fremdes Antlitz. Glasblau schimmerte die himmlische Wölbung über den erloschenen Augen. Schweigend entblößten die Fischer ihre Häupter. Mitten im Meer standen sie und hoben den Unbekannten empor. Beruhigt wogte jetzt die See. Als sie dann die Leinen festmachten, warteten Frauen und Kinder auf der Landungsbrücke. Gesine war nicht darunter.

Zuhause nach dem Essen fragte die Frau behutsam: „Warst Du mit?" — „Ja, Frau", kam rauh und bedrückt die Antwort.

„Herr Pastor war hier. Will der Reederei eine Depesche senden —"

„Müssen abwarten", stöhnte Lau. Da war Gesine nahe bei ihm: „Mann! Sag' die Wahrheit! An der Kirche im Totenhaus liegt jetzt jemand. Ist es — ist es Krischan?"

Lau schaute sie an: „So wahr mir Gott helfe! Es ist ein Fremder." Wieder begann die Frau fassungslos zu weinen.

Am Abend, als die Flut aufzulaufen begann, ging Lau hinunter zum Unterland. Zwischen Inselküste und Klippen war nichts als schaumiges, rauschendes Wasser. Hier war kein Toter angeworfen worden, auch kein Wrackholz mehr. Zage Hoffnung durchfuhr den suchenden Mann. Krischan lebt ... An Bord steht er wohl jetzt, denkt nach Hause, und die Abendsonne glänzt in seinem Haar ... Ein erster, kaum sichtbarer Lichtkegel fuhr vom Leuchtturm droben in die Weite.

Vor der Tür zu Brodersens Fährhaus stand Vatter Harmkens und winkte Lau mit dem Arm heran. Ueberhellt war sein Runzelgesicht mit der weißen Schifferkause. Drinnen an der Tonbank sagte er und hob das Grogglas: „Vom Reeder ist Antwort da."

„Und?" fragte Lau mit schlagendem Herzen.

„‚Juno' wegen Schlechtwetter verspätet ausgelaufen", sagte der Alte gelassen und blinzelte. „Also lebt Krischan wohl noch — nich', Peter?" Aus dem Grammophontrichter quollen wild und verwegen und doch so schwermütig zart die unvergänglichen Klänge des Seemannsliedes „La Paloma".

Die Sonne war nun im Meer versunken. Zwischen den rotdunklen Steilfelsen woben Schatten. Gesine wartete unter der Haustür. Beide sagten sie kein Wort, aber ihre Herzen flossen voll Glück und Abendfrieden meinander. Die Lampe brannte, und auf Peters Tischplatz lag das Stück Papier, das Pastor Fredrichs gebracht hatte. Der große, donnerdunkle Laut des auffluteten Meeres erfüllte die Luft; wie von jeher, solange sie beide denken konnten. Ruhelos schwang das Leuchtfeuer seinen hellen Strahl durch die brausende, meertönende Nacht.

Zwei Tage später begrub die Inselgemeinde den Ertrunkenen auf dem Friedhof der Heimatlosen. Gesine legte einen Kranz auf den Sandhügel. Wind rührte ihn an mit kühlen Fingern, strich über die Muscheleinfassung und raunte im Dünengrase.

Das Bootsstück mit den Buchstaben „Juno" aber bewahrte Lau wie einen Schatz. Ob das Schiff noch fuhr, dem es entstammte, konnte niemand erfahren. Er schenkte es Christian beim nächsten Urlaub. Und fortan lag es tief unten in des Jungen Seekiste — Treibholz nur und doch unersetzbar und kostbar — wie ein Talismann, der seinen Besitzer vor Herzeleid und Todesgefahr bewahrt.

Ein Mann stand neben dem Baum

Kriminalskizze von Walther Röhr

Der Landjäger warf dem einsamen Fußgänger, der mit einem kleinen Lederkoffer in der Hand langsam am Chausseerand seines Weges ging, nur einen flüchtigen, durch keinerlei Mißtrauen getrübten Blick zu. Der einsame Mann seinerseits schenkte dem an ihm vorbeiradelnden Beamten überhaupt keine Beachtung.

Als der Landjäger sich später diese kurze Begegnung ins Gedächtnis zurückrufen wollte, hätte er darauf geschworen, daß der Mann einen hellen, leichten Mantel mit großen Lederknöpfen getragen hatte.

Der Mann trottete weiter die Straße entlang. Der Weg schien ihm schwer zu werden. Er setzte den Koffer ab, lehnte sich an einen Baum am Wegrand und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Dann setzte er sich auf seinen Koffer, und das sah aus, als wartete er auf irgend etwas oder auch auf nichts.

*

Den Landjäger rief das Schrillen des Diensttelefons vom Mittagstisch fort. „Jawohl", rief er in den Fernsprecher, „jawohl, ich komme schon." Er nahm den Tschako von der Kommode und schnallte das Koppel um.

„Ist es etwas Gefährliches?" fragte seine Frau.

Er schüttelte den Kopf. „Ein Autounglück ist geschehen. Ich muß ein Protokoll aufnehmen." — —

Ein Feldweg führte von der Landstraße zu einem etwa fünfhundert Meter entfernten Gehölz. Als der Landjäger